Dresdner Neueste Nachrichten

mit Handels- und Industrie-Zeitung

Bezugspreis: Bei freier Zustellung ins Haus einschl. Trägerlohn monat. 2.– RM. Postbezug 2.– RM. (einschließl. 18.6 Rpf. Postgebühren), hiervon 36 Rpf. Bestellgeld. Bestellmonat 1.– RM. Kreuzbandlieferung: Inland 2.2 Rpf., Ausland 1.– RM. monatlich. Einzelpreis: außerhalb Groß-Dresdens 15 Rpf., in Groß-Dresden 10 Rpf.

Anzeigenpreise: Grundpreis: die zweispaltige mm-Zeile 36 Rpf., private Familienanzeigen zweispaltig 22 Rpf., die zweispaltige mm-Zeile als Werbeanzeige 1.35 RM. Nachlaß nach Maßstab I oder Mengenstaffel D, Briefgebühr für Ziffernanzeigen 30 Rpf. ausschließlich Porto. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 11 gültig.

Verlag und Schriftleitung: Dresden A, Ferdinandstraße 4 • Postanschrift: Dresden A 1, Postfach • Fernruf: Ortsverkehr Sammelnummer 24601, Fernverkehr 27981 • Telegramme: Neueste Dresden • Postscheck: Dresden 2060

Nr. 218 — Donnerstag, 17. September 1942 — 50. Jahrgang

Heldenhafte Infanterie im Endkampf um Stalingrad

Tobruk-Teilgeständnisse in London

Verlust zweier Zerstörer zugegeben — Die Seifenflockenanzeige und Dieppe

△ **Stockholm** (Eig. Dienst). Mit einer bei ihr ungewohnten Schnelligkeit gab die britische Admiralität jetzt den Verlust der beiden Zerstörer „Sikh" und „Zulu" bei dem mißglückten Großangriff auf Tobruk zu. Mit diesem Teilgeständnis hofft London wohl die öffentliche Meinung über die weiteren empfindlichen Verluste bei Tobruk hinwegtäuschen zu können. Beide Zerstörer gehören zu den größten und modernsten der britischen Kriegsmarine. Es sind Schwesterschiffe der „Cossack", die ihr Schicksal gleichfalls im Mittelmeer ereilte. Die Friedensbesatzung betrug je 240 Mann.

Weiter hat sich London unter dem Eindruck der deutschen Sondermeldung dazu bequemt, eine Meldung über die jüngste Geleitzugkatastrophe im Atlantik herauszugeben. In der amtlichen Mitteilung heißt es, daß im Atlantik ein schwerer U-Boot-Angriff auf einen Geleitzug der Alliierten stattfand. Die deutsche Behauptung, 19 Schiffe versenkt zu haben, käme — so heißt es dann — der Wahrheit nicht nahe. Die Meldungen des OKW. dürften aber auch in England schon mehr Glaubwürdigkeit genießen, als Churchills gewundene Teilgeständnisse.

So hat auch Churchills Aeußerung im Parlament, daß Dieppe eine „höchst glänzende Angelegenheit" gewesen sei, nicht einmal in seinem eigenen Lande Glauben gefunden. Man weiß in England, daß diese Aktion gründlich mißlungen ist, und forscht nach Gründen. Eine Entdeckung meldet der Londoner Korrespondent von „Göteborgs Posten". Eine scheinbar unschuldige Anzeige im „Daily Telegraph" war schuld an dem Fehlschlag des „glänzenden" Unternehmens, eine Reklame für Seifenflocken, in der vier Tage vor dem Angriff auf Dieppe der Name der französischen Hafenstadt im Fettdruck erschien. In der Anzeige — die nach englischer Ansicht selbstverständlich von einem ganz raffinierten Anhänger der Fünften Kolonne verfaßt war — wurde empfohlen, den damals in Dieppe gekauften und jetzt unersetzlichen Bademantel mit den Seifenflocken der Firma zu waschen. Das Zusammentreffen der Umstände sei zweifellos eigentümlich. Scotland Yard wird also einiges tun müssen, um die empörten Spionageschnüffler zu beschwichtigen.

Festungsanlagen Tobruks unbeschädigt

✕ **Rom.** Ueber den gescheiterten englischen Landungsversuch bei Tobruk meldet ein Sonderberichterstatter der Stefani noch folgende Einzelheiten: Seit dem vergangenen Monat hatte das britische Kommando für dieses Unternehmen Truppeneinheiten ausgewählt, die bereits an der Verteidigung der Festung Tobruk teilgenommen hatten und infolgedessen genau mit dem Gelände vertraut waren. Die Landungsabteilungen hatten die Aufgabe, das Gebiet um den Hafen zu erobern, um den Seestreitkräften das Eindringen in den Hafen zu ermöglichen. Sodann sollten alle Hafenanlagen, die Molen, die Treibstofflager, die Küsten- und Flakbatterien usw. zerstört werden. Den Landungsabteilungen ist auch nicht die Lösung einer einzigen Aufgabe geglückt.

Amtlich wird noch mitgeteilt: Hervorzuheben ist — und dies trotz aller gegenteiligen britischen Behauptungen Lügen —, daß weder durch das lange Luft- und Seebombardement, das insgesamt sieben Stunden dauerte, noch durch die Operationen der gelandeten Truppen, die sofort ausgeschaltet wurden, an den Anlagen und Depots der Festung, die eins der Hauptziele des Angriffs darstellen, Schäden verursacht wurden.

Hollands Leben zieht landwärts

tz. **Den Haag** (Eig. Dienst). Der Sommer klingt aus, aber es geht zum erstenmal keine Badesaison zu Ende, denn in diesem Jahr hatte sie gar nicht begonnen. Auf dem Scheveninger Kurplatz wachsen Kartoffeln und in den Morgen- und Abendstunden sind die Straßenbahnen zwischen Strand und Stadt von Männern besetzt, die Hacken, Spaten, Schaufeln und alle Art von Werkzeug tragen. Sie allein dürfen die Sperren passieren, kein anderer Zivilist kann bis zur Uferzeile vordringen. Was im Sperrgebiet geschieht, ist das Geheimnis der Soldaten und Befestigungsbaumeister. Auch wo man nahe an den Strand heran kann, wie auf dem Scheveninger Kurplatz, bleibt dem unbewaffneten Auge nichts zu sehen. Es ist wohl möglich, zwischen spanischen Reitern hindurch einen Blick auf das weite Meer zu werfen, aber die Sperren liegen vor dem Dünenkamm, die Festungsarbeiten also im toten Winkel. Wohnungen und Fremdenheime mit freiem Blick aufs Meer stehen leer oder sind für Zivilisten unzugänglich. So ist es an jedem Küstenplatz. Seewärts ist Holland mit Minenfeldern, Betonwerken, Stacheldraht und mancherlei anderen Sicherungen vernagelt. Das Meer lockt nicht. Noch im vergangenen Jahr zog die Stadt zur Küste. Wer immer konnte, fuhr Tag für Tag zum Strand, und wäre es nur für eine Stunde gewesen. An Sonntagen war Den Haag menschenleer, der lange Scheveninger Strand bot Raum für Hunderttausende.

Heute fährt Scheveningen nach Den Haag. Die Gastwirtschaften, die in anderen Jahren ihre Pforten erst im Herbst öffneten, sind in diesem Sommer offengeblieben und sind überfüllt wie nie. Der Augenschein bestätigt jedem, was Dr. Goebbels in einem Zeitungsaufsatz schrieb, daß nämlich trotz der Steigerung der Anforderungen des Ostens die Zahl der im Westen stationierten deutschen Truppen nicht geringer, sondern größer geworden ist. Das sehen auch die Holländer, wie immer sie zum Kriege stehen, die Jasager, die Neinsager und die „Allemalnichtse". So ist heute die politische Gruppierung, in diese drei Parteien gliedert sich das Volk. Ja sagen die Nationalsozialisten, nein die unverbesserlichen Englandhörigen, und „heelemal niets" redet sich die große Zahl der Unentschlossenen ein, die früher mitlief und morgen mitlaufen wird, ohne sich zu entsinnen, oder auch nur mit innerer Anteilnahme den Wandel der Welt zu erleben. Die hatten sich in der Demokratie an die Vorstellung gewöhnt, nichts zu vermögen, da sie ja doch nicht mitreden durften, denn die Regierung wollte ungestört und unkontrolliert sein. „Schlaft ruhig, wir wachen für euch", blies das Losungswort des Ministerpräsidenten Colijn. Ein solcherart bewußt zur Schlafrigkeit erzogenes Volk findet sich in harten Zeitläuften natürlich schwerer zurecht als ein vom Schicksal zu stetiger Bereitschaft auserlesenes. Aus der Schlafmützigkeit, nicht aus bewußter Feindschaft, erklären sich auch solche Reaktionen wie die grimmige Verärgerung über die Heranziehung von Fahrrädern für die Wehrmacht. In zorniger Erregung erklärten viele Betroffene, das sei nicht ihr Krieg. Die Bedenklichkeit einer solchen Einstellung würde dem Anspruchslosesten in drastischer Weise eingehen, wenn die Deutschen später einmal entsprechend antworten würden: „Das ist unser Sieg. Wir haben ihn errungen. Seht ihr Holländer zu, wie ihr in eurem Ländchen fertig werdet."

Die Jasager sehen die Gefahr des Abwartens und Abseitsstehens klar. Dem nationalsozialistischen Impuls gehorchend, bejahen sie das neue Europa. Sie sind entschlossen, nicht nur im Maßstab ihrer Bewegung, also der NSB., einen Beitrag zum Siege und zur Neuordnung zu leisten, sondern wollen für das ganze Volk verantwortlich handeln. Darum ist es, wie Mussert jüngst in seinem Bekenntnis zum großgermanischen Bund erklärte, die erste Aufgabe der kommenden nationalsozialistischen Regierung in den Niederlanden, in gleichem Verhältnis wie in Deutschland die Wehrkraft des Volkes zu mobilisieren. Heute stehen von neun Millionen Niederländern etwa 10 000 Freiwillige im Freiheitskampf Europas. Mit diesem Kontingent, so hoch sein moralischer Wert und so leuchtend seine Waffentaten sind, läßt sich die niederländische Zukunft so wenig erringen und sichern wie die deutsche mit einem 100 000-Mann-Heer. Eine nationalsozialistische Regierung wird also nach dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht die waffenfähigen Männer ausheben. Wenn es einmal so weit ist, wird sich auch kein deutscher Soldat in Holland mehr über die erkleckliche Anzahl junger Männer wundern können, die müßig den Tag vertut, jetzt nicht mehr am Scheveninger Strand, aber in den Cafehäusern der Stadt sich von der Sonne bescheinen läßt, bis ein Wunder das Alte wiederbringt.

Die Behauptung der Niederlande im Bund der germanischen Völker wird ihre sichere Grundlage im vollen Einsatz des Landes im Kriege haben, und viele Beziehungen innerhalb des neuen Europa, die heute Gegenstand langatmiger Debatten sind, regeln sich dann von selbst. Was bleibt einem lebenswilligen Volk auch anderes übrig als der volle Einsatz? Von den schmalen Durchblicken auf das Meer, die heute noch geblieben sind, werden weder Illusionen noch hungrige Sehnsucht [illegible] nach Osten zu drängt kein Hindernis den Horizont der Niederländer, und das ist nicht nur eine Kriegserscheinung. Auch nach dem Siege wird es so bleiben. Holland wird nicht mehr allein vom Verkauf der Produkte leben können, die andere erzeugen, sondern muß selbst mit Hand anlegen — an die Maschinen, das geschieht schon, und auch an die Waffen, die Europa sichern. Das will die NSB. Es ist ein unpopuläres Programm für Menschen, die in weichlicher Friedenssehnsucht aufwuchsen, aber die kommenden Geschlechter werden den Pionieren um so mehr Dankbarkeit erweisen.

Letzte Phase eines höllischen Ringens

Schritt für Schritt vorwärts — Die letzte Höhe vor der Stadt erreicht

wenschlicher Ausdauer halten die deutschen Soldaten, voran Infanterie und Pioniere, im siegreichen Endkampf um Stalingrad, das Stalin einmal das Herz der Sowjetunion genannt hat und das darum von den Bolschewisten Haus für Haus, Bunker für Bunker, Keller für Keller bis zum letzten verteidigt wird. Die Erbitterung und Schwere des Kampfes schildert der folgende, spannende PK.-Bericht des Kriegsberichters Oswald Zenkner:

Der schwere Kampf um Stalingrad neigt sich dem Ende zu. Morgens um 4.45 Uhr sind die Infanteriedivisionen eines Armeekorps zum Sturm angetreten. Vom Kommandierenden General bis zum Schützen Müller, der vorn im Loch die 75. Nacht seit Beginn der Offensive unter freiem Himmel schlief, weiß jeder Soldat, daß es ein schwerer Kampftag werden wird. Die Bolschewisten verteidigen die Stadt mit Klauen und Zähnen und mit allen Waffen, die ihnen noch zur Verfügung stehen. Und wir denken noch weniger daran, uns kurz vor dem Ziel den Sieg entreißen zu lassen; wir greifen mit aller Kraft an. So tritt die große Schlacht in die letzte Phase eines erbitterten Ringens, das eine Zerreißprobe der Waffen, des Materials, der Organisation des Nachschubs und vor allem aber der Menschen ist.

Unsere Infanterie ist auf das äußerste angestrengt. Man muß sich vorstellen, was es heißt, Tag um Tag und Nacht um Nacht auf freiem Felde zu liegen und ständig am Feind zu sein. Die Reihen der Kämpfer haben sich gelichtet. Der Tod hat für den Feldsoldaten seinen Schrecken verloren, er wird als Schicksal und als Fügung des Unabänderlichen hingenommen. Die Infanteristen, die an diesem frühen Morgen zum Sturm auf Stalingrad antreten, haben ihren Befehl, sie haben ihren Abschnitt, sie haben ihr Tagesziel. Den Befehl führen sie aus, durch ihren Abschnitt kämpfen sie sich durch, und das Ziel werden sie erreichen. Stalingrad muß fallen, das ist eine persönliche Angelegenheit jedes einzelnen Soldaten.

Vernichtendes Gewitter der Artillerie und Flieger

Das Gewitter der Artillerie bricht los. Auf engstem Raum stehen die schweren Waffen und schießen ihre vernichtenden Feuerschläge in das Festungskampffeld vor der Stadt. Die Sturmgeschütze haben in den Kampf eingegriffen, und mehrere Batterien der leichten und schweren Flakartillerie sind in der vordersten Linie in Stellung gegangen. Denn vor den deutschen Schützenlöchern sind wieder die sowjetischen Panzer aufgefahren, durchweg 26-Tonner des Musters T 34, die zuerst ausgeschaltet werden müssen. Sie stehen in Löchern, in gut gedeckten und getarnten Rampenstellungen, und bepflastern die Hochebene, über die wir hinweg müssen, mit ihren Granaten.

Es dauert Stunden, ehe auf engem Raum an die zwei Dutzend schwerer Sowjetpanzer niedergekämpft sind. Dazwischen dröhnen die leichten und schweren Batterien unserer Artillerie, bellen die harten Abschüsse der Flak und der Pak, zieht sich das vernichtende Gewitter der Kampf- und Schlachtflieger zusammen, die in rollenden Einsätzen ein Ziel nach dem anderen angreifen.

Vor uns liegt auf einer Hochfläche der Stalingrader Flughafen. Seine Rollbahn ist längst von der deutschen Luftwaffe umgepflügt worden. Nun fällt der Bombenhagel in die Gebäudemassen der Kasernen und der Fliegerschule, die noch immer besetzt sind und aus denen die Bolschewisten herüberschießen. Schwarze Rauchfahnen stehen kilometerhoch über der Stadt. Die Flammen großer Brände lodern auf, der Flughafen und seine Baulichkeiten verwandeln sich in ein einziges schwelendes und brennendes Trümmerfeld. Es ist alles zum Greifen nahe, und doch sind wir noch lange nicht da. Denn nun hat sich die sowjetische Artillerie eingeschaltet, mitten aus der Stadt schießen Ungeheuerlich ihre Abschüsse. Vor besiert herüber, Panzer schießen aus der Flanke, Fliegerverbände überschütten uns mit Bomben und drehen vor den deutschen Jägern schnell wieder ab, Salvengeschütze schicken ihren Granathagel herüber, und dazwischen knallen die harten Einschläge der Granatwerfer.

Es ist eine Hölle: das andauernde Krachen der Granaten aller Kaliber, das heulende Pfeifen der Geschosse in der Luft, der Regen der herumfliegenden Splitter, der Staub aufspritzender Erdfontänen, die ständig bebende Erde, der beißende und stinkende Pulverdampf und dazwischen der harte, fast pausenlose Mündungsknall der deutschen Batterien. Durch dieses Inferno müssen die stürmenden Infanteristen hindurch. Sie müssen immer wieder ihr Herz vorwerfen, müssen tapfer und hart bleiben, zäh und kaltblütig. Der Lärm des Infanteriekampfes: das Tacken der Maschinengewehre und Maschinenpistolen, die Abschüsse der Karabiner, der trockene Knall der leichten Infanteriegeschütze — dies alles klingt in diesem dröhnenden Kriegskonzert nur wie das tändelnde Gezwitscher leichter Pikkoloflöten. Und doch entscheiden diese leichten Infanteriewaffen und die Männer, die mit den Waffen in der Hand kämpfen, die Schlacht. Sie müssen einen Bunker, einen Graben, ein Loch und eine Stellung nach der anderen ausräumen und einzeln nehmen. Denn drüben am Hang sitzen die sowjetischen Auffangbataillone, deren Maschinengewehre genau auf die eigenen Bunker und Stellungen eingeschossen sind und die rücksichtslos auf die eigenen Leute schießen, die dem Kampf in der Sowjethölle aufgeben wollen.

Symbol der Selbstvernichtung

Die Sowjets sind fertig, am Ende ihrer Kraft. Gefangene taumeln und torkeln uns mit entsetzten Gesichtern entgegen. Ueber einen Hang führt ein Gefreiter 20 Sowjetarmisten herauf, die aus ihren Löchern herausgeholt wurden. Da knallt ein sowjetischer Panzer mit genau gezieltem Schuß mitten in die Gruppe hinein, acht Mann bleiben mit schweren Verwundungen liegen. Dem Gefreiten ist nichts passiert.

Diese eine Szene ist wie ein Symbol der Schlacht um Stalingrad, die von den Bolschewisten bis zur Selbstvernichtung geführt wird. Die Stadt ist ihnen auch den Preis der Selbstzerstörung wert. Sie wird zum Gleichnis eines infernalischen Unterganges, der weder die kämpfenden Soldaten schont noch den geringsten Funken des Erbarmens gegen die wehrlose Zivilbevölkerung kennt.

Wie es in der Stadt selbst aussehen muß, das können wir in dieser Stunde vorerst nur ahnen. Gegen Mittag haben wir die vor uns liegende Hochfläche bewältigt und einen kleinen, in einer Mulde liegenden Vorort genommen. Kaum eines der Holzhäuser ist ganz geblieben, die Dächer sind zerfetzt, die wenigen Bewohner, die noch geblieben sind, hausen in Erd- und Kellerlöchern. Das ist das erste Angriffsziel des Regiments. Der Kommandeur befiehlt sofort Gefechtsstandwechsel. Es ist gar nicht daran zu denken, daß wir die zwei Kilometer bis zur Mulde fahren können. Unser Wagen hat schon zwölf Einschüsse, der Motor läuft noch tadellos, aber das Fahrzeug muß geschont werden. Sprungweise kommen wir über die Hochfläche und den Hang, auf dem schweres sowjetisches Artilleriefeuer liegt. Das Gewitter der Salvenschüsse braust über uns hinweg, wir können uns gerade noch hinwerfen, mitten in eine Gruppe gefallener Sowjetarmisten. In das pfeifende Surren der Granatsplitter und in den Gestank der abziehenden Pulverschwaden mischt sich das leise Summen tausender glitzernder Schmeißfliegen und Verwesungsgeruch.

Wir sind im Vorteil, und dieser Vorteil muß ausgenutzt werden. Das Feuer der feindlichen Artillerie läßt nach, die Panzer sind ausgeschaltet, die Feldstellungen auf dem gegenüberliegenden Hängen werden von der eigenen Artillerie niedergehalten. Aber die Kämpfer brauchen eine kurze Pause, sie müssen wenigstens Atem holen, ein Stück trockenes Kommißbrot kauen, einen Schluck Wasser trinken oder aus den zerstampften Gärten eine Tomate beißen können. Es ist gar nicht daran zu denken, daß die Essenholer vor Abend durchkommen.

Der Regimentskommandeur diktiert in seinem Erdbunker den neuen Regimentsbefehl. 12.30 Uhr tritt das verstärkte Infanterieregiment zum Angriff auf das zweite Tagesziel an. Auf dem jenseitigen Hang stehen die Trockenhäuser einer Ziegelei, die noch genommen werden müssen, dann hat das Regiment die letzte Höhe vor der Stadt erreicht. Der Regimentsbefehl schließt mit den Worten: „Das tapfere Vorgehen des Regiments und aller unterstellten Teile hat bisher alle Erwartungen anerkennenswert erfüllt." Wie sparsam das Lob des Soldaten, das für kleine Dinge des Lebens oft großzügig verschwendet wird! Mitten im Gefecht findet der Kommandeur Zeit, zwei Obergefreite „wegen unerschrockener Kaltblütigkeit und Pflichterfüllung auf dem Gefechtsfeld" zu Unteroffizieren zu befördern. Zwei Unteroffiziere werden für die Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Klasse eingereicht — „Es ist höchste Zeit, daß sie es kriegen . . .". Für jeden Melder, der knapp und soldatisch in den schmalen Schlitz des Erdbunkers tritt, hat der Kommandeur ein Wort der Anerkennung. Man spürt, wie es die Soldaten hochreißt, wie sie bescheiden und verlegen werden und wie mancher heulen möchte. Mitten in der Hölle sagt ihnen der Kommandeur: „Ihr habt eure Sache gut gemacht, ich bin zufrieden mit euch, macht weiter so — sagen Sie das allen Kameraden!" Vor wenigen Tagen bekamen die Männer immer noch einen Schluck Schnaps als zusätzliche Anerkennung aus der letzten Flasche des Kommandeurs. Aber inzwischen ist sie längst leer geworden.

Ein junger Leutnant wird zum Kommandeur befohlen. Der Offizier trägt das EK. I. und das Infanteriesturmabzeichen. Der Kommandeur befiehlt dem Leutnant: „Sie setzen sich an die Spitze des Bataillons, führen den Angriff und reißen durch Ihr Beispiel das ganze Bataillon mit. Die Häuser auf der Höhe müssen genommen werden, sonst war der ganze Angriff umsonst." Der Offizier wendet sich ab, keiner spricht ein Wort, aber er muß spüren, daß ihn unsere guten Soldatenwünsche wie ein schützender Mantel umhüllen.

Um 15.15 Uhr hat nicht nur dieses Bataillon, sondern das ganze Regiment sein zweites Tagesziel erreicht: die letzte Höhe vor Stalingrad! Gleichzeitig ist das Nachbarregiment herangekommen und damit der Anschluß nach rechts hergestellt. Die linke Nachbardivision hat den Süd- und Südostrand des Flugplatzes erreicht. 500 Meter weiter beginnt das Häusermeer der Stadt. Die Stürmer graben sich ein, nachdem das Vorgelände vom Feind gesäubert worden ist. Am fernen Horizont der weiten Tonsteppe versinkt der Sonnenball hinter den Schleiern dichter Rauchwolken. Beißender Qualm zieht über die Hänge, und rundum glimmen die Flammen glosender Brände wie riesige Wachfeuer auf.

Jagd auf Seeleute in USA.

Tausende zur Todesfahrt gezwungen — Verlust der „Yorktown" erst nach drei Monaten zugegeben

✝ **Lissabon.** In den Monaten April bis Juli hat die Einwanderungsbehörde der USA. nicht weniger als 2829 ausländische Seeleute festgenommen, um sie zur Weiterfahrt auf alliierten Handelsschiffen zu zwingen. Das nordamerikanische Justizministerium gab mit zynischer Offenheit zu, daß auf jeden, der früher einmal zur See gefahren ist, eine regelrechte Jagd veranstaltet werde, da für 1943 über 90 000 Seeleute benötigt würden.

Der Verlust des Flugzeugträgers „Yorktown" und des modernen Zerstörers „Hammann", die im Verlauf der Schlacht bei den Midwayinseln am 4. Juni von den Japanern versenkt worden waren, wird erst jetzt vom Marineministerium in Washington bekanntgegeben. Die späte Bekanntgabe wird von Washington damit begründet, daß seinerzeit wichtige Entwicklungen im Südpazifik im Gange gewesen seien, weshalb der Verlust geheimgehalten werden mußte. — Eine mehr als fadenscheinige Begründung.

Die „Yorktown" war ein Schwesterschiff der „Enterprise", die ebenfalls im Pazifik von den Japanern versenkt worden ist. Beide Schiffe waren 19 900 Tonnen groß, 1936 vom Stapel gelaufen, hatten eine Geschwindigkeit von 34 Knoten und führten 60 Flugzeuge an Bord. Die Besatzung belief sich auf über 2000 Mann, von denen rund 850 Mann Flugzeugpersonal waren. Wie Reuter jetzt meldet, haben die ersten Bomben das Schiff bereits am ersten Tage der Schlacht getroffen. Der Flugzeugträger wurde später erneut von Torpedoflugzeugen angegriffen. Dabei erhielt er zwei Treffer und nahm so starke Schlagseite an, daß der Befehl erteilt wurde, das Schiff zu verlassen. Am nächsten Morgen schwamm das Schiff noch, und es wurden verzweifelte Versuche gemacht, es wieder aufzurichten. Ein japanisches U-Boot gab ihm jedoch den Gnadenstoß.

Tani japanischer Außenminister

⊙ **Tokio.** Der Leiter des Informationsamtes der japanischen Regierung, Masanuki Tani, wurde am Donnerstag zum japanischen Außenminister ernannt. Tani behält die Leitung des Informationsamtes neben seinem neuen Posten bei. Der japanische Wirtschaftsberater bei der Nankingregierung und frühere Finanzminister Kazuo Aoki wurde zum Minister ohne Amtsbereich ernannt. Wie Domei meldet, wird der neuernannte Minister mit Aufgaben des neuen Ministeriums für Großostasien betraut werden.

Außenminister Masanuki Tani steht im 54. Lebensjahr. Seit Oktober 1921 ist er Präsident des Informationsbüros der Regierung. Im Jahre 1914 trat er in die Dienste des Außenamtes und war u. a. tätig in Kanton, Holland, Hamburg, Paris, Washington und Mandschukuo. 1933 war er im damaligen Oesterreich und in Ungarn, 1934 Geschäftsträger in China und wurde dann unter Außenminister Arita 1940 zum Vizeminister berufen.

SLUB
Wir führen Wissen.